

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Andreas Weber  
MISCHA SEBBA  
*Eichmanns Freund*

Roman

Andreas Weber  
MISCHA SEBBA  
*Eichmanns Freund*  
Roman  
*herausgegeben von* Richard Pils  
ISBN 978-3-99126-352-4  
© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A-3970 WEITRA 02856/3794  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Umschlagabbildung: Louis Fleckenstein, New York City – Night, ca. 1930.  
Public Domain.  
Digital image courtesy of Getty's Open Content Program.

## INHALT

Jazz in Linz & New York City	7
Face to face	70
Family Business in New York City & Linz	114
Augenzeuge	148

## JAZZ IN LINZ & NEW YORK CITY

### 1

Mein Großvater war der Freund von Adolf Eichmann.

Ich kannte ihn zwar nicht persönlich, aber kenne Mischa Sebba sehr gut – er war der Star unserer Sippe, über den bei jedem Familientreffen geredet, geschwärmt oder geschimpft wurde; ich kenne wenigstens zehn Fotografien, auf denen er wie der Zwillingbruder von Cary Grant aussieht – er war ein *Womanizer* und der Erzeuger meines Vaters David Sebba, der von seinem Onkel Grischa Sebba, Mischas Bruder, aufgezogen wurde. Was ich in diesem Familienroman über Mischa erzähle, weiß ich von meinem Vater David, meiner Mutter Lea, Mischas Frau Martha, meinem zweiten Großvater Grischa, meinen Urgroßeltern Harry und Greta sowie einigen *best friends* der Familie – und natürlich von dem Tonband, dem Mischa sein Leben erzählte und das ich hier unter Anführungszeichen wiedergebe, um es vor dem Verschwinden im großen Nichts der Ewigkeit in Sicherheit zu bringen.

Mischa wurde in Amerika zu Michael; seine Geburt am 26. Februar 1907 in der Ostsee Hafenstadt Libau in Lettland verlief so leicht, dass er seiner Mutter Greta Sebba angeblich keine Geburtsschmerzen bereitete. Das passt zu seiner legendären Lebensleichtigkeit, mit der er angeblich sein ganzes Leben lang alle täglich verzauberte oder ihnen wenigstens gute Laune schenkte.

Die deutsch sprechende Familie Sebba übersiedelte 1908

aus Lettland nach Meran in Südtirol, wurde aber ausgewiesen, als im Mai 1915 der Krieg zwischen Italien und Österreich-Ungarn ausbrach, und landete 1915 in Linz an der Donau.

Mischas Leben in Amerika war seit seinem ersten Tag eine Arbeit, die er mit Freude verrichtete. Als er mit 49 Jahren seine Lebenserzählung begann, war er seit 12 Jahren ein Amerikaner, der jung wirkte, niemand sah ihm seinen Geburtsjahrgang 1907 an, eine gute Verdauung und viele Läufe durch den Central-Park hielten seinen Körper schlank und fit. Volle Lippen unter leicht erhöhten Backenknochen machten sein faltenfrei junges Gesicht interessant, er lachte gern und gefiel wegen seiner Spontanität nicht nur den Frauen. Für viele war er nach seinem 40. Geburtstag noch immer ein großer Bub, der an seinem 50. Geburtstag mit seinem ersten Buch aus der New Yorker Menschenmasse ins Licht der Aufmerksamkeit treten wollte; vielleicht wollte er sich in der fremden Ferne die Nähe zu seiner jenseits des Atlantiks verschwundenen Jugend neu erschaffen, vielleicht schaffte Mischa es erst in New York mit dem Wissen über die Karriere seines Jugendfreundes Eichmann die Freundschaft mit diesem Mann aufzuarbeiten.

Er machte 1925 als sehr guter Schüler in Linz die Matura, alle Deutschlehrer seines Lebens rieten ihm, dass er beruflich einmal etwas mit Schreiben zu machen müsse. Er konnte erzählen. Während seine pubertierenden Klassenkameraden mit sich selbst beschäftigt waren, begeisterte er als 13-, 14-, 15-Jähriger die Leute mit seiner Erzählung, dass die einzige Erinnerung an seinen Geburtsort der salzig frische Geruch der Luft war, die „wie eine Delikatesse schmeckte“, oder wie er mit acht Jahren über die „in vollendeter Freiheit herrlich vor mir liegende Linzer Landstraße spazierte“, am Ufer der Donau stand und hinauf zum Pöstlingberg blickte. Einer der glücklichsten Momente seines Lebens war der Blick von dort

oben auf die Stadt, „nach dem Abenteuer der Fahrt mit der Pöstlingbergbahn“ – Mischa lebte in New York City sehr gut, aber ließ an keinem Tag seines Lebens Zweifel daran, dass seine wahre Heimatstadt Linz an der Donau war und er seit dem Tag seiner Ankunft in New York im August 1938 Sehnsucht nach Linz verspürte.

Am 26. Februar 1956 saß *Mister Sebba* kurz nach Mitternacht bei geöffnetem Fenster in seinem Büro im fünften Stock des Hauses, 370 Riverside, Manhattan, über ihm war nur mehr das Dach und das gefiel ihm. Er atmete tief aus und ein und sah seinen Atem in der kalten Luft. Er hörte dem nächtlichen Rauschen der Metropole zu, deren Hupen und Sirenen in dieser Nachtstunde nicht so laut erklangen. Er stand auf und schloss das weit offenstehende Fenster. In der plötzlichen Stille dachte Mischa an Linz. Er blickte auf seine Armbanduhr und musste lächeln, als ihm bewusst wurde, dass er seit drei Minuten seinen 49. Geburtstag erlebte – dass Adolf Eichmann seinen Todestag in 6 Jahren 3 Monaten und 5 Tagen in der Nacht vom 31. Mai auf den 1. Juni 1962 zwei Minuten nach Mitternacht im Ajalon Gefängnis von Ramla in Israel erleben wird, wissen nur Historiker.

Er setzte sich, drückte auf *record* und spürte das Gute in seinem Leben – er arbeitete an seinem Lebensbuch; weil ihm das Schreiben mit der Hand zu mühsam war und er eine Schreibmaschine nicht bedienen konnte, erzählte er seine Geschichte einem Tonband, das neben einem Mikrofon vor ihm auf dem Schreibtisch stand. Er sprach mit Freude in der Stimme deutsch, obwohl er vor achtzehn Jahre die fremde Sprache fantastisch schnell sprechen und lieben gelernt hatte.

„Nachdem ich während der ersten Tage in Amerika Englisch wütend verweigert habe, sind mir am siebenten Tag plötzlich die Dinge und die Menschen durch ihre fremden Namen neu erschienen, alles in meinem Leben ist neu gewesen, durch

das Englisch hat es eine neue Welt gegeben, die ungeduldig darauf gewartet hat, von mir erobert zu werden. Nach drei Wochen habe ich meiner Frau Martha mit Stolz gemeldet, dass ich nicht mehr deutsch, sondern englisch denke und ich mit dem Gedanken spiele mein Lebensbuch auf Englisch zu schreiben, doch ich habe lachend hinzugefügt, dass ich mich mit englischen Zwischentiteln werde bescheiden müssen.“

Mischa begeisterte sich schon in der Unterstufe des Gymnasiums mehr als alle anderen für Literatur, Fußball und Jazz, den es in Linz noch nicht gab, bis er 1923, in den Sommerferien vor der siebten Klasse, im Gastgarten eines Wirtshauses am Stadtrand von Linz Jazz erlebte – „Da waren eine fiebrigen Klarinette, eine rasenden Gitarre und eine Posaune, die kurze Stöße in die leichtfüßig dahineilende, lustige Melodie schmetterte, getrieben wurden die drei Musikanten von einem in der Mitte aufgestellten kleinen Schlagzeug mit nur einer Trommel und einem Becken. Und über die Saiten eines dicken im Stehen gespielten Kontrabasses flogen die Hände eines Negers, wie man damals sagte. Der dicke schwarze Mann, er war der erste schwarze Mensch, den ich in meinem Leben sah, lachte mit weiß aus seinem schwarzen Gesicht leuchtenden Zähnen und umarmte sein Instrument, als wäre dieses Ding die größte Liebe seines Lebens. Ich habe diesen Bassisten für den Rest meines Lebens vor mir gesehen und erst als Amerikaner von der rassistischen Bedeutung dieses Wortes erfahren. In Linz stand ich da, hörte zu und war ein anderer Mensch. Im Gastgarten saßen und standen etwa sieben Männer und Frauen, die Sitzenden hielt es nicht lange auf ihren Sitzen, sie sprangen auf, tanzten und stampften den Rhythmus mit. Ich stand am Rand, mein Fahrrad, mit dem ich zu einem Treffen mit Adolf Eichmann unterwegs gewesen war, lag neben mir im Gras, irgendwer rief mir zu, dass die *Dixieland* spielen, *Jazz*, kommt aus Amerika.

Ich hörte stundenlang zu, konnte mich nicht losreißen, vergaß auf Eichmann, entschuldigte mich später bei ihm und erzählte ihm mit Leidenschaft, was ich erlebt hatte. Ihn beeindruckte meine Erzählung nicht, er hatte noch nie etwas von Jazz gehört. Ich wusste, dass er Geige spielte, angeblich Talent hatte und wahrscheinlich die klassische Musik meiner Mutter hörte; wir redeten nie über Musik, aber ich musste Jazz hören! Der Sohn des Besitzers der Musikalienhandlung, in der meine Eltern ihre Klassik-Schellackplatten kauften, wurde mein Jazz-Verbündeter. Das Geschäft seines Vaters in der Spittelwiese wurde ein Fixpunkt meiner Freizeit. Auf dem Grammophon meiner Eltern hörte ich meinen ersten Schellack von Eddie Condon, in den ich mein Taschengeld von zwei Monaten investiert hatte und den ich mit Begeisterung meiner Mutter Greta vorspielte – die nannte meine Platte eine Lärmbelästigung! Musik war für sie Beethoven, Haydn, Schubert und so weiter. Dass Greta sich mit ihrer Verachtung meiner Musik in die Gesellschaft von Goebbels und Hitler begab, die Jazz als für Arier und Germanen minderwertige entartete „Negermusik“ verteufelten, gab ihr erst in Amerika zu denken.

Bücher waren im Hause Sebba immer ein Thema, aber nicht die von mir gelesenen; meine Mutter redete immer von gedankenlos verschlungenem Zeug, wenn sie über meine Lektüre sprach. Ich las ab meinem zwölften Lebensjahr mit Begeisterung Karl May, obwohl dieser Autor für Greta Trivialliteratur über deutsche Heldenmensen war, ihre Behauptung, dass diese Literatur den Geist verderbe und ihre Leser nicht klüger, sondern auf eine elementare Weise dümmer mache, konnte ich mir jede Woche anhören. Mein Vater Harry hatte Verständnis für mich und meinen weltberühmten Karl May, der 1898 mit seiner Frau nach Triumphen in Wien in Linz Station gemacht und im Hotel Krebs eine Suite gemietet hatte; der Linzer Fotograf Alois Schiesser machte damals die

weltberühmten Fotos von Herrn May, die ihn als *Old Shatterhand* und *Kara Ben Nemsi* zeigen.

Ich präsentierte Adolf bei einem Besuch in der Bischofsstraße 3, wo Familie Eichmann im dritten Stock wohnte, stolz mein gerade gekauftes Exemplar von Karl Mays *Der Schatz im Silbersee*. Ich hatte längst *Durch die Wüste*, *Die Sklavenkarawane* und *Winnetou I* gelesen, Kara Ben Nemsi und dessen Gefährte Hadschi Halef Omar, Old Shatterhand und dessen Blutsbruder Winnetou, immerhin ein Häuptling der Apachen, waren meine Helden; und natürlich Karl May, der alle diese Abenteuer selbst erlebt hatte. Auch Adolf wollte diese Werke lesen, damit wir darüber diskutieren konnten, ich musste aber feststellen, dass Eichmann in drei, vier Wochen nicht viel gelesen hatte, während ich für den *Silbersee* zweieinhalb Tagen gebraucht hatte. Ich ärgerte mich über Adolf und las später in New York in einem Artikel, dass der ‚Führer‘ ein begeisterter Karl May Leser gewesen war; das gab mir zu denken und ich erinnerte mich daran, dass es mir schon beim Lesen dieser Bücher in Linz auf einer Bank am Donauufer sitzend seltsam vorgekommen war, dass bis auf Winnetou alle siegreichen Helden bei Karl May Deutsche und keine Engländer, Franzosen, Spanier oder Italiener waren.

Fußball war für meine Mutter ein Spiel dummer Proleten. Mit Adolf sprach ich nur einmal bei einem Spaziergang entlang der Donau über Sport. Ich berichtete ihm, ein Mitglied beim jüdischen Turn- und Sportverein ITUS zu sein, weil es dort seit 1919 eine Fußballsektion gab; ich war gut, spielte mit dreizehn Jahren in der Jugend, aber auch schon in der Kampfmannschaft mit den Großen! Es gab seit 1908 in Linz den LASK, die waren stark, aber da hatte sich nie etwas ergeben. Ob es diese Leute gestört hatte, dass ich ein Jude war, wusste ich nicht. Dass Adolf Fußball so wie meine Mutter sah, wusste ich nach einer Minute. Kein Jazz, kein Karl May, kein Fußball.

Wir waren sehr verschieden, aber Adolf war für mich gerade interessant, weil er keine Bücher las, Jazz nicht einmal kannte und von Fußball keine Ahnung hatte, weil er anders war. Die Begegnungen mit Eichmann waren für mich spannend, weil ich von ihm viel über die Welt der Linzer Bürger erfuhr – die mir fremd war. Leute, die so wie ich dachten, empfand ich immer als langweilig. Mich interessierte alles, was ich nicht kannte.

Und Eichmann interessierte sich mit Begeisterung für das Judentum. Als meine Eltern einmal früher von der Arbeit nach Hause kamen und ich ihnen Eichmann als Klassenkameraden mit Interesse an der jüdischen Kultur vorstellte, hatte Adolf ab Mai 1917 in Linz bei Herrn und Frau Sebba den sprichwörtlichen Stein im Brett, obwohl sie von mir wussten, dass er ein Schulversager war.“

## 2

Nach ihrer gemeinsamen Schulzeit tranken sie manchmal gemeinsam Kaffee oder gingen miteinander essen. Es hätte bei ihren Treffen viel von Frauen, Berufen und Plänen zu erzählen gegeben, doch Adolf belagerte Mischa mit seinen Fragen nach jüdischen Feiertagen, Religion, Sitten, Speisevorschriften und Kleidung. Jüdische Kultur im Allgemeinen und das Leben der Juden von Linz im Besonderen beschäftigten Eichmann mehr als den Juden Mischa Sebba, der zehnmal am Tag zugeben musste, nichts zu wissen, und weil Sebba sich dümmer als der schlechteste Schüler von Linz vorkam, begann er sich für das Judentum zu interessieren und konnte seinem Freund berichten, dass er aus Gesprächen mit seinen Eltern wusste, die etwa 600 in Linz lebenden Juden ein respektierter Teil der städtischen Gesellschaft waren, die meisten lebten so wie er

und seine Eltern ihr Judentum als überzeugte Vertreter der „Assimilation“, wie das an ihre nichtjüdische Umgebung angepasste Judentum genannt wurde.

Adolf machte sich jedes Mal in seinem blitzschnell aus der Hosentasche gezückten, schwarzledern gebundenen Büchlein Notizen, wenn Mischa ihm berichtete, dass es etwa 50 bis 60 Kaufleute, 20 für irgendwelche Firmen als Vertreter Reisende und 10 bis 15 Likörfabrikanten gab, dazu kamen einige Ingenieure, Beamte, Handelsangestellte und Konfektionäre, die Mode entwickelten, etwa 5 bis 6 Familienvorstände arbeiteten als Trödler, Buchhalter oder waren Beamte im öffentlichen Dienst, in einer Bank oder in einer Fabrik, 5 Familienvorstände bezeichneten sich als Fabrikanten, es gab einige Ärzte, Advokaten, Besitzer von Lederhandlungen. Mischa kannte den Eigentümer einer Kaltwasseranstalt und wusste nie was dieser Mann eigentlich herstellte, bei einem Schneider und einer Modistin, die wunderschöne Hüte, Kappen und sogar Brautgestecke machte, war das klar, das galt auch für einen Tapezierer, Bäcker, einen Tabak- und ein Süßwarenfabrikant, der kandierte Früchte verarbeitete, Mischa kannte durch seinen Vater persönlich 2 Spiritusfabrikanten und einen Richter, einen Bankdirektor, einen Redakteur und einen Fotografen. Die Juden von Linz lebten von bürgerlichen Berufen, Sebba kannte keinen jüdischen Arbeiter, sein Vater war als Besitzer einer Drogerie ein Bürgerlicher, der aber sozialistisch dachte.

Er verehrte Viktor Adler.

Der 1852 in Prag geborene Sohn eines jüdischen Kaufmanns verkörperte für Mischas Vater die Überwindung aller sozialen und geistigen Schranken. Adler hatte politisch als einer der Autoren des Linzer Programms der Deutschnationalen begonnen, aber erkannt, dass seine sozialistischen Ideen mit dem Antisemitismus der Deutschnationalen nicht zusammenpassten. Er schloss Freundschaften mit Friedrich Engels

und dem Marxisten Karl Liebknecht und arbeitete nach seinem Medizinstudium als Armenarzt im 9. Bezirk von Wien – bis er seine Berufung zum Journalismus entdeckte und 1886 als Herausgeber das von seinem Vater geerbte Vermögen in die Wochenzeitung *Gleichheit* investierte. Er gab sich als Arbeiter aus, schrieb vielbeachtete Tatsachenberichten über die brutale Ausbeutung und das Elend der in furchtbaren Verhältnissen lebenden tschechischen Ziegeleiarbeiter in den Lehmgruben Wiens und löste den Ziegelarbeiterstreik des Jahres 1895 aus, der Verbesserungen der Arbeiterlebensbedingungen bewirkte. Nach dem Verbot seiner Wochenzeitung gründete Adler die *Arbeiter Zeitung*, die ab dem 1. Jänner 1895 als Tageszeitung erschien, in die er sein gesamtes Vermögen investierte.

Adler hatte als Bürgerlicher Probleme von der Mehrheit akzeptiert zu werden, aber schaffte es auf dem Hainfelder Parteitag die zerstrittenen sozialistischen Gewerkschaften, Genossenschaften, Radikalen und Gemäßigten zur Sozialdemokratischen Arbeiterpartei zu vereinigen. Für Mischas Vater war der Gründer der österreichischen Sozialistenpartei ein Heiliger. Er hatte als leidenschaftlicher Österreicher in der Armee der Monarchie des Kaisers Franz-Josef für sein Land gekämpft und lebte im Frieden als Bürgerlicher, der ein leidenschaftlicher Gegner der bürgerlichen Regierungen von Prälat Seipl, Dollfuß und Schuschnigg war.

Mischa hatte als 19-jähriger Maturant die handschriftlich signierte Einladung seines Vaters in der Villa am Froschberg herumliegen sehen, und weil sein Vater am 3. November 1926 nicht in der Stadt war, spazierte er zum Hotel Schiff in der Linzer Landstraße, wo die Sozialisten ihre Zentrale hatten und wurde zu einem Zeitzeugen der Verkündung des *Linzer Programms* der Sozialisten; ihm gefiel, dass Religionsfreiheit und die Trennung von Staat und Kirche gefordert wurde; dass Menschen, die mehr verdienten mehr Steuer für gemeinnützi-

gen Wohnungsbau und Sozialhilfe zahlten, fand er so sinnvoll wie die Stärkung der Rechte von Mietern und Arbeitern in Betrieben und den Kampf gegen die Macht der Konzerne; dass politische Flüchtlinge Asyl bekommen sollten erschien ihm menschlich, richtig und so wichtig wie die kostenlose Volksbildung; Gymnasium und die Universität sollten nicht nur den Reichen, sondern allen zugänglich sein, und es gab Stipendien; als Fußballer war er begeistert von der Förderung des Volkssports, außerdem gefiel ihm die Idee der Gleichberechtigung von Frauen in allen Bereich des Lebens.

Adolf belagerte ihn bei ihrem nächsten Treffen mit Fragen zum Sozialismus. Während ihrer gemeinsamen Schulzeit hatte Mischa bei ihm nie so ein Interesse für ein Thema des Unterrichts bemerkt. Sebba gefiel es, Adolf vom Ideologen Karl Marx, vom pragmatischen Macher Karl Renner und vom radikalen Austromarxisten Otto Bauer zu berichten. Adolf fand sozialistische Ideen interessant, aber er schwärmte davon, durch den *Anschluss* Österreichs an das Deutsche Reich mit allen Deutschen wie in einer Familie mit Brüdern und Schwestern vereint zu sein. Mischa verstand sich als ein in Lettland geborener Österreicher, wusste, dass Adolf aus Solingen in Deutschland stammte und erklärte sich so die Anschluss-Begeisterung seines Freundes, aber alle österreichischen Parteien wollten sich seit 1918 mit Deutschland verbünden. Auch Harry und seine sozialistischen Freunde waren für den Anschluss an Deutschland – was Mischas Vater in vielen Gesprächen, nicht nur mit Mischa und seinen Freunden klar und deutlich aussprach.

Ein Lachen war in Mischa Sebbas Stimme – „Ich lebte in meiner Jugend vor 30 Jahren in Linz so gut, weil wir oft nach Wien fuhren, um Verwandte, Freunde und Geschäftspartner meiner Eltern zu besuchen. Harry und Greta blühten in Wien

auf. Das Klima dort war liberal, hier lebten nicht zufällig die meisten Juden von Österreich. In Wien war alles besser, viel besser. Theater, Oper und Kino waren meine großen Leidenschaften, der Hollywood-Film *Im Westen nichts Neues* nach Erich Maria Remarques Bestseller, der in Linz nicht gezeigt wurde, stand auf Platz eins meiner Wunschliste; leider musste ich 1931 im Linzer Café Traxlmayr in einer Zeitung lesen, dass die Aufführungen dieses Films eingestellt worden waren, weil Nationalsozialisten einige Kinos gestürmt und demoliert hatten.

Ein unvergessliches Wienerlebnis, über das ich mit meinem Onkel Grischa in Linz diskutiert habe, war *Der Tunnel*, die Verfilmung des Romans von Bernhard Kellermann über die Verbindung Europas mit Amerika auf dem Landweg, hier wurde die Verwirklichung einer Unmöglichkeit gezeigt, der Film war ein Kassenschlager, den ich vergessen hätte, aber ein Wiener Journalist, den ich von meinen Wienbesuchen kannte und 1944 in New York zufällig wiedertraf, berichtete mir, dass Hitler von diesem Film begeistert, ja berauscht gewesen sei.

Die Wientage waren ein wichtiger Teil unseres Familienlebens in Linz und wurden sorgfältig geplant. Nach dem Ersten Weltkrieg durften Grischa und ich mitfahren. Für mich als Fußballer waren das Festtage. Einmal, ich war damals in der siebten Klasse, sah ich Matthias Sindelar und die *Austria Wien* spielen; da war Harry das einzige Mal in seinem Leben mit mir auf dem Fußballplatz, nachdem ihn ein Rechtsanwalt und ein Psychiater dazu überredet hatten, weil die Austria der Klub des jüdischen Bürgertums war.

1932, ich war 25 Jahre alt, nahm ein Freund Harrys uns zu einer Einladung beim Wiener sozialistischen Bürgermeister Karl Seitz mit. Harrys Wiener Freunde waren jüdische Rechtsanwälte, Ärzte und Universitätsprofessoren, die in sozialistischen Kreisen verkehrten. Mein Vater Harry, meine

Mutter Greta, mein Onkel Grischa und ich hatten zweimal die Ehre einer Einladung bei Seitz, der als Bürgermeister im *Roten Wien* den Sozialismus verwirklichte, bis Dollfuß das Parlament ausschaltete und seine Diktatur errichtete. Seitz war der Vorsitzende der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei; die Abkürzung SDAP hat mir nie gefallen, weil nur ein hinzugefügter Buchstabe den Horror bedeutet. Seitz war ein beeindruckender Mann, dessen wohltönende Stimme ich nie vergessen werde, wenn er vom Kaiser Franz-Joseph I. erzählte; der war seit 1848 im Amt und ärgerte sich darüber, dass man ihm nichts von den Sozialdemokraten, über die viele Leute redeten, berichtete. Er las täglich die *Arbeiter Zeitung* und wollte Sozialdemokraten kennenlernen. Dass man dem Wunsch des Kaisers folgte, war klar, auch wenn die deutschen Sozialisten sich über ihre österreichischen Parteigenossen als k. u. k. Sozialdemokraten lustig machten.

Parteigründer Viktor Adler schickte Seitz zum Kaiser, weil der ein schöner Mann und ein Spezialist für den seit 1848 in Österreich amtierenden Reichsrat der Habsburgermonarchie war. Das Hof-Protokoll verlangte vom Gast, dass er den Kaiser in Uniform traf. Seitz war nie Offizier gewesen und hatte keine Galauniform, dann halt im Frack, doch Seitz erwiderte, dass Sozialisten grundsätzlich keinen Frack anziehen. Da entschied der Kaiser, sein Besucher solle anziehen, was er wolle, und der Bürgermeister, berühmt für seinen eleganten Stil, ließ einen Gehrock entwerfen und anfertigen, ein Unikat, viel teurer als jeder Frack. Dieser Gehrock begleitete ihn als Wiener Bürgermeister bis ans Ende seines Lebens.

Über sein Gespräch mit dem Kaiser rankten sich schnell Legenden, die Unterhaltung mit dem Kaiser entwickelte sich zu einem angeregten Gedankenaustausch und dauerte viel länger als geplant. Einer der Protokollbeamten berichtete der *Arbeiter Zeitung*, als der Besucher sich zu Verabschiedung

erhob, stand auch der Kaiser auf, um mit Seitz ein paar Mal in seinem Arbeitszimmer auf- und abzugehen. Bevor Franz Joseph seinem Gast die Hand schüttelte, griff er Seitz an den Arm und fragte, warum Sozialisten keinen Frack trügen, Karl Seitz ging mit seiner Antwort in die Geschichte ein: Majestät, auch das Proletariat hat sein Zeremoniell.“

Bei ihren Wienbesuchen stieß Familie Sebba auf die *Ostara*-Hefte, die es in Linz nie gegeben hatte, Mischa erinnerte sich lachend – „Ich hätte die Texte längst vergessen, aber ich erinnere mich an eine große Runde, die am Abend im Salon eines Rechtsanwalts saß, als Harry aus diesen Heften vom Kampf der Heldlinge als Kultur-Schöpfer und Kultur-Erhalter gegen die Äfflinge und Schrätlinge mit großen Gesten vorlas und ausrief: Sind Sie blond? Dann drohen Ihnen Gefahren!

Alle lachten Tränen, aber angeblich war diese Zeitschrift unter Studenten und Akademikern stark verbreitet. Dass Intellektuelle so etwas ernst nahmen, konnte sich in der Clique von Harrys Freunden zwar niemand vorstellen, trotzdem sorgte das Gehörte an diesem Abend für bösen Ahnungen auf dem Heimweg. Ein Wiener Sozialist erzählte mir in New York, dass der junge Hitler in Wien von diesen Heften fasziniert war. Der für den Inhalt verantwortlicher Herausgeber dieses rassekundigen Magazins war der ehemalige Mönch Jörg Lanz von Liebenfels, der mit seinem erfundenen Adelsnamen in der Wachau, im oberösterreichischen Werfenstein, auf seiner Ordensburg hockte, auf der die Hakenkreuzfahne wehte. Finanziert wurde sein Rassenkampf der Arier gegen krummbeinig und mit satanischen Gesichtern dargestellte Juden von einigen Industriellen.

Über die *Ostara*-Hefte und Lanz von Liebenfels lachten alle, weil niemand glauben konnte, dass irgendjemand diese Geschichten ernst nehmen würde, aber die Alldeutsche Be-

wegung des Georg Ritter von Schönerer und Karl Lueger gaben uns zu denken. Der Nationalist Schönerer hatte als Demokrat begonnen, bis er sein Deutschtum durch Juden, den römischen Katholizismus, Slawen, Sozialisten und die Habsburger Monarchie bedroht sah und zu erkennen glaubte, dass nicht Religion oder Geld, sondern das Blut der Juden für ihren Beitrag zum Untergang der Welt verantwortlich wäre; Schönerer hatte einen neuen Judenhass entdeckt oder erfunden und er verstand es, Menschen zu begeistern. Viele Menschen. Die Veranstaltungen seiner Partei fanden in Sälen statt. Noch gefährlicher war Karl Lueger, der Bürgermeister von Wien. Ein christlich-sozialer leidenschaftlicher Antisemit und fantastischer Redner, den die Menschen liebten. In den dreizehn Jahren seiner Amtszeit sorgte er in Wien für ein modernes Verkehrsnetz, ein ausgebautes Bildungssystem und eine Verbesserung der Sozialfürsorge. Schönerer und Lueger inspirierten Hitler.

Die Musik zu den Ideen von *Ostara*, Schönerer und Lueger kam von Richard Wagner. Meine Eltern diskutierten oft mit Freunden über Wagners Werk, auch Juden aus Linz waren begeisterte Wagner-Stammgäste in Bayreuth. Harry und Greta nannten diese Opern parfümierte Ungetüme. Mein Vater machte sich über Wagner lustig und sagte, dass Karl Marx ihn mit Recht einen neudeutsch-preußischen Reichsmusikanten genannt habe, verantwortlich für das Trommeln der nationalsozialistischen Zukunftsmusik. Ich liebte Jazz, Wagners Musik war für mich schwülstig aufgeblasenes Pathos, das ich keine drei Minuten aushielt.“

Mischa saß in seinem Büro vor dem sich leise rauschend drehenden Tonband, er sah in den Nachthimmel über New York und in seiner Stimme war Begeisterung – „Ich habe einige Höhepunkte meiner Linzer Jahre in Wien erlebt. Meine erste Wien-Erinnerung ist eine Militärparade an der Wiener

Ringstraße im zweiten Weltkriegsjahr; ich war 8 Jahre alt, freute mich darauf, nach der Schule meinen Militärdienst mit einem freiwilligen Jahr zu absolvieren, um wie Harry Offizier zu werden. Harry stand mit mir und vielen tausend Menschen am Straßenrand, wir waren begeistert von den prächtigen Uniformen, als Harry mit einem Lächeln auf den Lippen anmerkte, dass der wahre Grund für die Beliebtheit des Heeres diese Uniformen und nicht die militärische Stärke sei, rief ein neben uns stehender Wiener aus: Wundaboa, san die net zu scheen fias Kriegführn.“

Martha hatte Mischas Büro leise betreten und sich ihrem Mann gegenüber in den hohen Ledersessel gesetzt. Sie lächelte über die Feuchtigkeit, die sie in den Augen ihres Mannes bei dieser Schilderung entdeckte, sie sagte, dass es ihr leidtue, ihn damals noch nicht gekannt zu haben, sie wäre gerne mit ihm von Linz nach Wien gefahren, aber ihre Familie konnte sich Wienreisen nicht leisten, sie kannten niemand in der Hauptstadt, die für sie und die Ihren so weit weg wie Amerika gewesen sei.

Mischa blickte seiner Frau ins Gesicht – „Ich habe seit meinem 16. Lebensjahr davon geträumt, möglichst bald nach Wien auszuwandern. Sobald ich alt genug für Politik war, ich dachte wie mein Vater sozialistisch. Die Sozialisten hatten nach dem Ersten Weltkrieg mit absoluten Mehrheiten bei den Wahlen Wien friedlich erobert. Niemand konnte sich 1918 vorstellen, dass dieser kleine Rest der großen Monarchie namens Österreich überleben könnte, die Hauptstadt sahen viele als Wasserkopf des kleinen Landes.

In Wien gab's fast eine halbe Million Arbeitslose, dazu Flüchtlingsheere aus Soldaten der k. u. k. Armee und zurückkehrende Beamte, die in überfüllten Mietwohnungen und Notunterkünften fast ohne sanitäre Einrichtungen hausten.

**Andreas Weber**, geboren 1961 in Horn, aufgewachsen in Gobelsburg und Langenlois

Bundesrealgymnasium Krems, Studium der Germanistik und Geschichte Universität Wien

Zur Finanzierung des Studiums Arbeit in unterschiedlichsten Berufen – in Fabriken, als Vertreter in der BRD, Gasleitungsmoniteur; in der Werbung, als Journalist, Film- und Literaturkritiker, Autorenporträtist und Reporter.

Nach Studienabschluss ab 1990 im Bereich Interkulturelles Lernen tätig, daneben auch Übersetzer.

Ab 1992 Deutschlehrer in Slowenien und England

1993 Unterrichtspraktikum in Linz, bis 1998 Berufs- und Sozialpädagoge in einem BFI-Jugendintegrationsprojekt in Wels

1998 bis 2010 freier Schriftsteller, Herausgeber und Filmemacher

Heute Lehrer für Deutsch und Geschichte am BORG Perg, Schriftsteller und Filmemacher.

Ab 1995 Publikationen im *Verlag* Bibliothek der Provinz

als Autor

Nachtspiel – *Acht Erzählungen*

Kleeblatt – *7 Tätergeschichten und eine Legende*

und als Herausgeber

Der Löwenruf – *Roman*

Gedanken in der Nacht – *Erzählungen*

Ritalin Baby – *7 österreichische & 7 tschechische Erzählungen. Augenzeugen – Berichte – Erzählungen*

1989 – *7 tschechische & 7 österreichische Texte. Eine Anthologie von Walter Kohl, Dominika Meindl, Andreas Weber*

[www.arwe.at](http://www.arwe.at)

*Verlag* Bibliothek der Provinz

*für* Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien